

Als ich zwanzig war

(Auszüge)

Nguyễn Huy Thiệp

Den Roman mit diesem Titel hat der Autor schon im Jahre 2003 geschrieben, er wurde aber zu dieser Zeit nur in den USA und Frankreich veröffentlicht. Eine vietnamesische Ausgabe erschien in Hanoi erst 15 Jahre später. Der Roman war und ist in Vietnam immer noch umstritten. Die Freundschaftsgesellschaft hat ihn in einer Lesung in Düsseldorf im Jahre 2005 in Anwesenheit des Autors vorgestellt. Zu diesem Zweck wurde die hier veröffentlichte Übersetzung hergestellt.

Kapitel 1:

Keiner kapiert was

Ich heiße Khuê. Ich bin zwanzig dieses Jahr. Und ich sage Ihnen ohne Umschweife: Keiner kapiert was. Nehmen Sie meine Familie, zum Beispiel. Ich habe einen Vater, eine Mutter und einen großen Bruder, die sind alle doof wie Bohnenstroh. Nein, meine Eltern sind nicht doof, es sind eben nur ganz normale Eltern, das heißt Eltern, die es im Leben zu etwas gebracht haben. Aber ich finde es eben doof, wenn meine Mutter zu meinem Vater sagt: „Iss, mein Schatz, man muss viel essen, um wieder gesund zu werden. Schau hier! Nimm dir ein Entenei und trink ein Glas Milch.“ Oft liegt mein Vater völlig kaputt auf dem Sofa, die Augen halb geschlossen. Seine Art kann ich einfach nicht ab. Wenn meine Mutter nicht da ist, und wenn

Gäste da sind (weibliche vor allem), dann ist er lebendig wie ein Tiger. Wahrscheinlich kann er gut mit Frauen? Ich habe manches Fräulein an seiner Schulter weinen sehen! Und er, der große Tröster mit Lebenserfahrung: „Es wird schon werden ... Aah, das ist nicht einfach, ich weiß ... das Leben ist eben so.“ Dann zieht er seinen Geldbeutel aus der Tasche und lässt ein paar Scheine in ihrer Hand verschwinden, prompt hören diese netten Damen auf zu weinen.

Du Lieber Gott! Aber wenn's um mich geht, dann hat er nur Seeigel in seiner Tasche. Ich habe nicht einmal ein Paar anständige Schuhe; und was meine Klamotten betrifft, lauter Lumpenzeug! Also habe ich, schon aus Instinkt, in mir einen Hass auf meine Lieben entwickelt. Mein Vater mit seinem „Ich-erkläre-euch-das-Leben“-Gerede, mit seiner Erfahrung als alter Trottel, meine Mutter mit ihrem Hausfrauen-Tick, ihrer Scheu-

erlappen-Unterwürfigkeit, mein Bruder mit seinem Klassenprimus-Gesicht, der so tut, als könne er kein Wässerchen trüben. Sie bringen mich zu Kotzen. Denn was bin ich, in der ganzen Mischpoke? Ein Stimmungstöter, eine Ameise, eine Null. Niemals werde ich sein wie sie. Niemand kapiert was, sage ich Ihnen. Keiner schnallt was. In der Schule das-selbe. Ich frage mich wirklich, warum man uns jahrelang den Kopf vollstopft mit Wissen nach dem Motto friss oder stirb. Na ja, ein paar Dinge in der Grundschule waren schon sinnvoll. Aber die Lehrer! Das sind alles Heilige, abgetakelt und ausgetrocknet wie debile Greise! Vor allem im Gymnasium und auf der Universität, die sind wirklich zum Wegschmeißen. Ihr Unterricht ist konfus, kopflastig, steril, da verstehst du nur noch Bahnhof. Zum Radschlagen wie ein Pfau und auf dem Podium dummes Zeug abzulassen, dazu reicht's noch. Und man muss ihnen zugestehen, dass sie selbst nichts von dem verstehen ,was sie erzählen. Der Unterricht im Gymnasium und an der Uni, das ist – ich scherze nicht – Gefängnispädagogik, ange-wandter Terrorismus! Er macht uns komplett apathisch, schwachsinnig, geis-teskrank ... oder es kommt der letzte Dreck dabei heraus. Prima zur Ausbil-dung von Banditen. Die jungen Absol-venten, die aus dieser Erziehung kom-men, das ist garantiert hundert pro der Abschaum!

Die einzigen schönen Erinnerun-gen, die ich an diese Mühle habe, und da werden mir alle ehrlichen Menschen zu-stimmen, das sind die Lesestunden, das Schreiben, das Rechnen in der Grund-

schule ... aber sie verschwimmen, wenn ich mir dann die lehrenden Vogelscheu-chen vor Augen führe. Irgendwo habe ich ein Gedicht über sie gelesen; diese Verse haben wahrscheinlich nicht Hand und Fuß, aber da war was dran, das hat mich berührt:

*Ewig sei dem ländlichen Lehrer gedankt
unserem großartigen Massenerzieher!*

*Er hat die Wissenschaft mit der Mutter-
milch getrunken*

*Auch wenn er irrt, kindlich und konfus
redet*

ist er doch das A und O.

An dir ist es jetzt

*Meister aus dem Dorf, diese dummen
Gänse zu unterrichten*

*die nicht wissen, was rechts und was
links ist*

*Aber du, du wirst es ihnen sagen, Herr
Lehrer:*

*„Die Rechte in die Luft und die Linke
aufs Herz!“*

Du wirst ihnen beibringen

*Dass man die Mutter niemals vergessen
darf*

*Dass die Wahrheit vor ihrer Nasenspitze
liegt*

*Dass die Sintflut über die Erde kommt
aber dass hoch über ihnen die Milch-
straße läuft*

*Und dass „A“ der erste Buchstabe des
Alphabets ist.*

Ich habe einen Horror vor der höhe-ren Bildung, obwohl ich selbst Student im zweiten Semester bin. Einige von den Studenten – und ich gehöre zu ihnen – kommen aus der Stadt; jedoch die große

Mehrheit kommt aus dem Kuhstall. Aber sie benehmen sich wie Mandarine, sie spielen die Vornehmen und verlangen Jahr für Jahr mehr Geld und bringen die bitter aufgesammelten Ersparnisse ihrer Eltern durch. Sie sind so was von debil, dass es verboten gehörte. Ihr Eifer beim Studieren ist viel Gezwitscher und nichts dahinter, und keiner von denen wird jemals zugeben, dass die Sachen, die man ihnen beibringt, nur zum Wegwerfen sind. Wenn auch vielleicht nicht heute, spätesten morgen heißt die Parole: in den Müll damit. Kurz: Scheiße!

Keiner kapiert was! Ein Beispiel: ich mach den Fernseher an, es gibt eine Direktübertragung aus der Nationalversammlung. Die Abgeordneten sitzen da, die Nasen nach unten. Man streitet sich über ein ganz unwichtiges Detail in einem Paragraphen einer Gesetzesvorlage. Die totale Verwirrung. Ich will Ihnen mal was sagen, die ganze Regierung dieses Landes dreht sich im Kreis. Und das Volk beginnt, Hoffnung zu schöpfen, ich muß kotzen vor Mitleid, die Leute haben ihr Vertrauen in eine Bande von stinkenden Dummköpfen gesetzt. An ihrer Stelle würde ich mich zurückhalten – ich rede von den Operettenrevolutionären – ; aber nein, sie zeigen ihre Birne auf dem kleinen Bildschirm und spielen die guten Schüler der „Demokratie“. Das Volk braucht keine Demokratie, es mag auch die Diktatur nicht, auch wenn es sich mit ihr abfindet; Das Wichtigste ist für sie, in Ruhe zu leben und genug zu essen und ein Haus zum Wohnen zu haben.

Keiner kapiert was! Manchmal packt es mich, und ich habe Lust, auf die Dächer zu klettern und es hinauszu-

schreien. Wir leben in einer Scheißepoche. Glauben Sie mir, das ist die schiere Wahrheit.

Kapitel 25

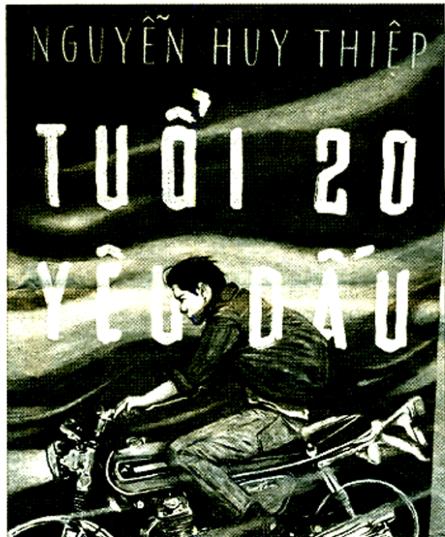
Helden und Dichter – ein Kampf

Völlig erschöpft richte ich mich am Rande der Straße für die Nacht ein. Das Heroin, das ich bei mir habe, reicht für mindestens sechs Monate. Ich bin halb bewusstlos, ich habe das Gefühl, plötzlich in einer anderen Welt zu sein. Ich stehe auf einem Podium und halte einen Vortrag: „Meine Damen, meine Herren, keiner kapiert was ...“ Und alle applaudieren. Und ich mach weiter in dem Ton und rede über die Enttäuschungen der Menschheit. Enttäuschung Nummer eins: Die Erziehung in der Familie, in der Schule. Denn, mal Klartext gesprochen, worauf läuft die Hälfte des Lebens eines Menschen hinaus? Die Ermahnungen einer Mutter, die Ratschläge eines Vaters, die Rezepte der Älteren und Höhergestellten; Und dann kommt noch das nutzlose Wissen dazu, das man uns an der Universität eintrichtert. Kein Wunder, daß wir schon von vorneherein die Nase voll haben. Alle diese vorgefassten Ideen sind nur dazu da, uns besser zurechtzustützen für eine erstarre Gesellschaft, geformt nach dem politischen System, das sie hervorgebracht hat. Sogar in einer anderen Umgebung, einer anderen Zeit, in einem anderen politischen Sys-

tem müsste der Mensch neu erfunden werden. Was man für Kenntnisse hält, erweist sich als oberflächlich, hohl, verfault. Diejenigen, die aus ganzem Herzen an diesem System hängen, haben ein Bild vom Menschen und der Welt, das genau so groß ist wie das eines einzigen Buchs. Je mehr man studiert, desto mehr verliert man sich, desto mehr wird die Persönlichkeit platt gemacht, und du gibst keinen eigenen Piepser mehr von dir. Und an seinem Totenbett, wird man mit erstickter Stimme und voller Bedauern sagen: „Ah, jetzt kehrt er zum ursprünglichen Leben zurück.“ Übrigens ohne in dem kurzen Leben jemals die Frage gestellt zu haben – und das gilt für Mandarine ebenso wie für Bauern – , was denn dieses „ursprüngliche Leben“ ist. Nummer zwei: Die Enttäuschung über den Sex. Man kommt auf die Welt als Mann oder Frau, das ist der Ausgangspunkt. Aber ist unsere ganze Existenz nicht ein einziger Widerspruch zu dieser sexuellen Voraussetzung? Wenn man jung ist, ist das, was man für Liebe hält, nur Instinkt und nichts weiter. Am Anfang, wenn man noch nicht abgebrüht ist, legt man alle seine Hoffnungen in diese Sache und idealisiert sie. Deshalb ist das Ende jeder Liebe eine Tragödie. Das Geschlecht hat etwas inzestuöses, zieht das Tragische unaufhaltsam auf sich. Die Familienstruktur hat die Aufgabe, den Rahmen für die Fortpflanzung der Art zu bilden. Es ist kein Zufall, dass man im Buddhismus von den Eltern als der „Herberge der Kinder“ spricht. Klar, dass diese Theorie für die Eltern der ganzen Welt gilt. Väter und Mütter werden sich immer mehr Sorgen um ihre Kinder

machen als umgekehrt. Die Tränen fließen immer nur in eine Richtung. Trotz aller Fortschritte auf dem Gebiet des Geschlechtlichen hat man seit den Höhlenmenschen keinen Schritt nach vorn getan. Die Liebe, die ewige Liebe, das ist ein Witz, der beste Witz von allen in der Komödie des Lebens. Die Begegnung dauert nur kurze Zeit, an einem bestimmten Ort. Wie in der Geometrie: gerade Linien, die den Raum durchqueren, kreuzen kreisförmige Linien nur an bestimmten Punkten. Im Wettkampf der Energien von Yin und Yang verlieren sich die kurzen Augenblicke des Glücks, vergänglich, ungewiss, enden, nach einem kurzen Auflehnen, in der ungeheueren Einsamkeit der menschlichen Existenz. Enttäuschung Nummer drei: der Tod. Wenn man jung ist, hält man sich für unsterblich, von ewiger Gesundheit, und man erfreut sich daran ohne nachzudenken. Aber in Wirklichkeit treibt sich der Tod vom ersten Atemzug an in uns herum. Und macht dann irgendwann Schluss, wie wenn eine Lampe ausgeht. Das Bewusstsein vom Tod kommt leider erst, wenn der Todesengel uns schon in seine Arme presst. Kaum hat man sich seiner bewusst gemacht, ist es schon zu spät. Dass „die Toten uns beherrschen“, ist eine traurige Wahrheit, aber noch viel trauriger ist, dass man sich damit abfinden muss.

Ich stehe auf meinem Podium und schimpfe herum, was das Zeug hält. Die Decke des Hörsaals öffnet sich über meinem Kopf, die Studenten jubeln vor Enthusiasmus, der Professor mit dem Schildkrötengesicht wird aus seinem Stuhl gerissen und strampelt mit Armen



Umschlag der vietnamesischen Ausgabe 2020

und Beinen. Lien das Zerglein gibt mir einen Kuss auf die Wange, ihre Brille fällt auf den Boden, einer zertritt sie. Hoch lebe Khuê! Hoch lebe Khuê! Einer trägt mich im Triumph auf seiner Schulter, macht eine Runde durch den Saal und dann zur Tür hinaus, wo er mich einfach fallen lässt. Ich spüre einen stumpfen Schmerz in der Hüfte, ich wache auf: Ich liege am Straßenrand.

Mühselig stehe ich auf. Ich wanke. In dem Augenblick fährt ein vollgeladener Kleinlaster vorbei. Ich laufe ihm hinterher, ich klammere mich an ihn. Was er geladen hat auf seinem Karren? Keine Ahnung, ich lass mich auf die Ladefläche fallen und schlafe ein. Als ich aufwache, sind wir an einer Kreuzung mit drei Straßen. Nach den Verkehrsschildern ist es das Hafengebiet von Dinh Vu-Haiphong. Die Droge hat alle meine Energie aufgesaugt. Und sie macht sich

schnon wieder bemerkbar, ich kann mich nicht mehr dagegen wehren, ich lege mich wieder hin. Der Fahrer entlädt den Laster. Ich bin vollkommen bekifft. Er zieht mich auf die Straße herunter. Typen kommen vorbei und prügeln auf mich ein. Das Päckchen mit dem weißen Stoff zerreißt, jetzt habe ich den Salat. „Schlagt ihn tot!“ „Los, draufhauen, der dreckige Kiffer hat nichts anderes verdient!“ In dem Moment drängt sich jemand zu mir durch und rettet mich vor den Schlägen. Ein starker Mann, mit wütender Miene, rotem Gesicht wie der legendäre General Quan Cong. Da erkenne ich ihn, es ist Nhan Nhu Ngoc, ein Dichter und Freund meines Vaters.

Onkel Ngoc stößt energisch die Kerle zurück und hilft mir aus dem Dreck heraus, in dem sie mich herumgezogen haben. Er macht den Chauffeur fertig, der sich immer noch an mir festklammert und mich nicht entwischen lassen will.

Onkel Ngoc, das ist eine lange Geschichte. Vor zehn Jahren war mein Vater ein berühmter Schriftsteller. Eines abends kam ein Unbekannter zu ihm ins Haus. Er kam von weither, er hatte von meinem Vater reden gehört und wollte vertraulich mit ihm über Literatur reden. Mein Vater lud ihn ein, zum Essen zu bleiben. Die beiden redeten offen miteinander, die ganze Nacht lang. Sie diskutierten hart. Der Besucher sagte, er sei ein Dichter. Sein Name war Nhan Nhu Ngoc.

„Was denken Sie, was heißt es, ein Dichter zu sein?“

„Ich denke, es gibt davon drei Arten“, antwortete mein Vater. „Solche, die

aufzutreten und wieder verschwinden wie Engel, und göttliche Verse hinterlassen. *Es ist noch nicht Abend und doch schon das Ende.* Jeder von uns hat in seinem Leben einen magischen Moment gehabt. Oft geschieht das im jugendlichen Alter, in der Frische der Jahre, einer Zeit, in der man erfüllt zu sein glaubt, in der einem die Verse spontan kommen.“

„Und welche ist die zweite Art?“

„Das sind die Dichter des Widerstandskampfs, sie schreiben Gedichte, in denen die Flamme der Revolution lodert. Diese Dichter kümmern sich nicht um Liebe, um Frauen, um das Leid, um die Langeweile oder andere vulgäre Sachen ... Ihre Dichtung ist reiner geistiger Ausdruck. Es ist eine poetische Bewegung des Geistes: Geist der Liebe, Geist der Gerechtigkeit, Geist der Größe. Die wahren Revolutionäre, die wahren Helden sind meistens Dichter.“

„Und wer sind die Dichter der dritten Art?“

„Über sie gibt es nichts zu sagen, sie leben mit Hirngespinsten, sie sind ausschweifend, lustern. Ein solcher Dichter ist ein Schwein, ein Säufer, ein Wüstling, ein Landstreicher.“

„Und was ist das, die Poesie?“ fragt Onkel Ngoc weiter.

„Die Poesie ist die Mutter aller literarischen Genres, ich würde sogar behaupten, sie ist die Mutter jeglicher Kreativität: von der Regierungskunst bis zur Kochkunst, über die Malerei, die Mathematik, die Mode. Ein Wesen ohne Poesie ist ein Kind ohne Mutter, es ist jenes „Waisenkind, das die Blätter am Rand der Straße aufliest.“

„Und was kann man von der Poesie erwarten?“

„Das hängt davon ab, was man selbst erwartet! Dichter zu sein ist keine Karriere. Ebenso wenig wie Mutter zu sein.“

Onkel Ngoc ist verstummt, er ist irritiert. Plötzlich bricht er in Lachen aus und erklärt meinem Vater:

„Die Poesie ist ein Gespenst, das Sie heimsucht. Ein Dichter schreibt den ganzen Tag Verse, er tut nichts anderes. Seine Frau ist es leid und regt sich auf. Da schreibt er das folgende Gedicht:

Meine Frau, halb verrückt und halb normal,

Sagt mir gestern: Steck mir deine Poesie in den Arsch.

Meine Frau, halb wach und halb betäubt

Sagt mir heute: Bleib mir weg mit deiner Arsch-Poesie.

Alle beide lachen. Onkel Ngoc liest meinem Vater aus seinen Gedichten vor. Mein Vater rät ihm, einige auszuwählen und eine Sammlung herauszugeben. Fast einen Monat lang hat Onkel Ngoc bei uns gewohnt, fleißig damit beschäftigt, Gedichte auszuwählen.

Mein Vater schätzt seinen Freund Ngoc sehr. Onkel Ngoc ist ein komischer Kauz, er benimmt sich manchmal wie ein Nörgler, der mit seinen Nachbarn wegen jeder Laus Streit anfängt. Mein Vater verteidigt ihn stets: „Er ist ein Dichter, da ist es normal, dass er verschroben ist!“ Manchmal sagt er auch ein wenig scherhaft, Onkel Ngoc frisst Reiche und Großkotzige. Und wirklich, die Funktionäre zittern, wenn sie ihn se-

hen, er geht in den Ministerien aus und ein. Viele seiner Bekannten sind große Tiere. Mein Vater erklärt: „Wir müssen anerkennen, dass ein großer Teil der mächtigen Leute Veteranen sind, mit denen man sich nicht anlegt. Letztlich sind es nur die Dichter, die von ihnen respektiert werden. Der Tatmensch und der Dichter sind, so verschieden sie auch sein mögen, ein und dasselbe. Ich meine natürlich die wirklichen Helden, und die talentierten Dichter.“

Onkel Ngoc und mein Vater sehen sich gern in der Rolle der legendären Helden Ba Nha und Tu Ky, Hemd und Hose der klassischen Literatur. Sie lachen über ihr Schicksal, vergleichen sich mit „Katze aus der Gosse und Gockel vom Misthaufen“, die Komplizen der Nacht. „Der Büffel treibt's mit dem Büf-

fel und das Pferd treibt's mit dem Pferd“, sagen sie unter Lachkrämpfen, bevor sie sich besaufen.

Onkel Ngoc erkennt mich und stößt einen Schrei aus: „Nein, das kann nicht wahr sein, du? Wie bist du denn da hineingeraten. Jetzt hast du den Schlamassel, niemand kann dir mehr helfen als du selbst.“

Ich habe mich nicht mehr unter Kontrolle, ich bin dem Stumpfsinn verfallen, wie in einem Traum. Ich weiß nicht, wo man mich hinbringt. Plötzlich befnde ich mich auf einem Motorboot mitten in der Nacht auf hoher See. Ein tintenschwarzer Himmel, fern das Geräusch der Wellen, das sich langsam verliert. Ich öffne die Augen. Ich bin allein, auf einer Insel, keine lebendige Seele weit und breit.

Übersetzung: Günter Giesenfeld